Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von

Friedrich Mann.

175. Heft.

Die Übertreibung

im

sprachlichen Ausdruck.

Von

Gustav Pflugk,

Lehrer in Leipzig.

Langensalza,

Verlag von Hermann Beyer & Söhne,

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.

1902.

Preis 30 Pf.

Die Übertreibung

im

sprachlichen Ausdruck.

Von

Gustav Pflugk,
Lehrer in Leipzig.

Pädagogisches Magazin, Heft 175.

Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1902.

Wer die Entwickelung unserer Muttersprache von der ältesten Zeit bis herauf in die Gegenwart mit liebevoll-aufmerksamem Auge verfolgt, der wird mit Bedauern bemerken, dafs sie schon viele Vorzüge eingebüfst hat und dafs andere in Gefahr sind, ihr verloren zu gehen. Der ursprüngliche Lautreichtum, die erste Formenfülle und Formenschönheit, wie sie uns im Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen entgegentritt, ist im Laufe der Zeit zum Teil geschwunden. Früher schaute jedem Worte die sinnliche Kraft der Bedeutung frisch aus dem Auge und erhöhte den Reiz der Wirkung, in unserer abstraktionskranken Zeit hat das sinnliche und poetische Element der Sprache gelitten, das deutliche Gepräge des Ursprnngs der Wörter ist verwischt worden. Infolge der raschen Verwendung für das praktische Bedürfnis hat die Sprache nicht nur an Schönheit eingebüfst, es ist auch das Bewnfstsein ihres pulsierenden Lebens dem Volke immer mehr und mehr abhanden gekommen. Welch schwere Schäden unserer schönen deutschen Sprache durch die so oft nnd so bitter gegeifselte Fremdwörtersucht zugefügt worden sind, wie sehr der Sinn für Sprachreinheit im Laufe der Zeit einem grofsen Teile unseres Volkes verloren gegangen ist, bedarf keines Beweises. Im folgenden möchte ich eine recht bedenkliche Erscheinung des sprachlichen Lebens ins Auge fassen, die jeder zu beobachten schon Gelegenheit gehabt hat, die Übertreibung im sprachlichen Ansdruck.

Je länger und je häufiger die Wörter im Gebrauche sind, desto mehr verblassen sie und desto leichter verlieren sie an Wert; sie bezeichnen die Sache nicht mehr so genau, wie es anfangs der Fall war. Das unbewufste Streben des Menschengeistes nach Klarheit und Bestimmtheit führt dann dazu, den Ausdruck zu verstärken. Namentlich sind es oft einfache Wörter adjektivischen Inhalts gewesen, denen die ursprünglich innewohnende sinnliche Vollkraft schwand und denen die spätere Sprache durch Zusammensetzungen neues Leben einzuhauchen bemüht war. Dies geschah in der mannigfaltigsten Weise. Man frischte zum Beispiel den verblafsten Inhalt eines Adjektivs durch den Namen eines Dinges auf, an welchem sich der Inhalt des betreffenden Wortes in reinster und höchster Weise für die Anschauung darstellte, z. B. himmelblau, feuerrot, goldgelb, grasgrün, schneeweifs, kohlschwarz, knochenhart, windelweich, federleicht, zentnerschwer, kugelrund, spindeldürr, splitternackt u. s. w. Mitunter verwandte man Dingwörter oder auch andere Wortarten bei der Zusammensetzung, indem man die Verstärkung des adjektivischen Inhalts durch die Wirkung des bezeichneten Objekts zu gewinnen suchte, z. B. blitzblau, kochgar, totenstill, totenbleich, sonnenklar, kampfesmatt. Schliefslich sollte auch im zugefügten Wort das Ziel erblickt werden, bis zu welchem der adjektivische Inhalt gesteigert werden kann oder schon gesteigert worden ist, z. B. todmüde, altersschwach, glühendheifs, riesengrofs, steinalt, steinreich. (Steinalt bezieht sich auf die über allen Unterschied der Zeiten hinausliegende Natur der Steine; wer steinreich ist, besitzt soviel Goldstücke als es Steine giebt.) Nicht immer ist es leicht, die zusammengesetzten Wörter nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten zu scheiden, man vergleiche z. B. folgende drei Sätze: Deine Hand ist eiskalt; im Bierkeller ist es eiskalt (Wirkung des aufgestapelten Eises); das Wasser mufs eiskalt werden. Das ist ja schliefslich auch weniger von Bedeutung. In allen drei Beziehungen aber ist der

durch das hinzugefügte Wort bezeichnete Gegenstand meist ein konkreter und somit der unmittelbaren Anschauung entnommen. Erst dadurch wird die grofse Wirkung solcher Formen auf Phantasie und Gemüt erklärlich. In vielen Fällen besitzen sie auch noch neben ihrem frischen, lebendigen Inhalt einen kräftigen, melodischen Klang, der dem Ohre willkommen ist und dem Gedächtnis wesentliche Erleichterung bringt. Bedeutung und Klang werden mitunter noch verstärkt, indem mehrere sinnverwandte Wörter zusammentreten, z. B. hellerlichterloh, kohlrabenschwarz, mutterseelenallein, fuchsteufelswild.

Viele der angeführten Worte enthalten an und für sich keine Übertreibung, es kann wirklich etwas schneeweifs oder kohlschwarz, blutjung oder beinalt, turmhoch oder metertief, federleicht oder zentnerschwer sein. Vielfach werden sie aber vom Volke doch so gebraucht, dafs wir es mit einer Steigerung des Thatsächlichen zu thun haben. Ist wirklich bei einem lebenden Menschen der Fufs schon eiskalt, die Hand blitzblau, die Stirn glühendheifs gewesen? Wer kann sich rühmen, einen Menschen gesehen zu haben, der baumlang, kugelrund oder knochendürr war? Vieles, was als sonnenklar hingestellt wird, ist manchem völlig dunkel. Während das Volk bei solchen und ähnlichen Wörtern sich erst durch den falschen Gebrauch einer Übertreibung schuldig macht, sind einige andere an und für sich hyperbolisch, z. B. himmelhoch, himmelweit, steinalt, steinreich.

Fast regelmäfsig aber wird der aufmerksame Beobachter der Volkssprache Übertreibungen entdecken, wenn er eine andere Bildungsart ins Auge fafst, die das Volk anwendet, um die höchste Steigerung des adjektivischen Inhalts zu bewirken. Sie besteht in dem Gebrauch vieler beziehungsreicher, noch begrifflich flüssiger Umstandswörter an Stelle des abgegriffenen Wörtchens »sehr«. Arg nett und arg brav ist in Schwaben noch heute gebräuchlich, und böse (böse schuften), ewig, furchtbar, gewaltig, gottlos, häfslich, lästerlich, höllisch, heillos, mords, mordalisch, mörderlich

oder gar mörderbar, rasend, schauderhaft, sterblich, schrecklich, tödlich, ungeheuer, verdammt, verflucht, verdreht, vertrackt, verzwickt, wütend u. a. kann man bei uns täglich in den verschiedenartigsten und mitunter widersinnigsten Verbindungen hören.

Aber nicht nur in einzelnen Wörtern, auch in gewissen feststehenden Wendungen unserer Alltagssprache begegnen wir offenkundigen Übertreibungen. Stumm wie ein Fisch, arm wie eine Kirchenmaus, reifsen wie Schafleder, ein Gesicht machen wie zehn Tage Regenwetter oder als ob einem die Hühner die Butter vom Brote gefressen hätten, es schon zehn-, hundert-, tausendmal gesagt haben, sich die Beine weglaufen, Blut schwitzen, ihm stehen die Haare zu Berge, ihm ist Hören und Sehen vergangen, sich die Augen aussehen oder ausweinen, in Thränen gebadet sein oder in Thränen schwimmen u. a. In diesen dem Volke sehr geläufigen Redensarten geht das Bild mitunter so weit über die Wirklichkeit hinaus, dafs es geradezu ins ungeheuerlich Unmögliche übergreift. »Du hast dich ganz voll gemacht,« und doch hat der kleine Schmutzfink nur einige Flecken auf der weifsen Schürze. Ganz voll, da müfste er doch so voller Flecken sein, dafs eigentlich alle in einen aufgingen. Verdrufs und Gewissenhaftigkeit der Mutter sind hier ohne Willen zum Humoristen, zum Poeten geworden. Weit verbreitet ist auch der Gebrauch des Wortes ewig. Du hast dich ewig nicht sehen lassen, bist ewig ausgeblieben, kommst ja ewig nicht wieder. Selbst von einer halben Ewigkeit spricht man, als ob das Unendliche, das doch über Zeit und Stunde erhaben ist, halbiert werden könnte. Es spielt eben hier der Humor, guter oder böser, mit dem Ungeheuren, Unendlichen, mit einer Freiheit, die keine Grenze hat. »Es war dem Erfinder Bedürfnis, den augenblicklichen Schwall des Empfindens, der zur Qual ward, los zu werden, indem er ihn nach aufsen gab, geradeso wie er in ihm war; das ungeheuerliche Bild leistet diese Befreiung des Gemüts, das aber dabei, ohne es zu

wollen, zum komischen Dichter wird. Man weifs ja, wie es humoristische Zeichner damit machen, indem sie das Bild genau beim Worte nehmen und auch äufserlich darstellen, was nur innerlich gemeint und gedacht ist.« (*R. Hildebrandt*, Vom deutschen Sprachunterricht. 6. Auflage. S. 126.) Gebilde wie die eben angeführten sind völlig frei, werden täglich gemacht und nicht allemal ist es leicht einzusehen, wie sich »Verdienst und Glück« verkettet haben, um einzelne dieser Schöpfungen in allgemeine Aufnahme zu bringen.

Und noch ein Gebiet der Volkssprache darf nicht unberücksichtigt bleiben, wenn wir von Übertreibung im sprachlichen Ausdruck reden, das sind die bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten. Vergleiche und Bilder sind dem Volke förmlich ans Herz gewachsen. Die meisten dieser Bilder verbinden mit der schärfsten Klarheit die gröfste Anschaulichkeit, und erst, was es sich im Bilde vor Augen zaubern kann, versteht das Volk voll und ganz. Wenn das Auge und die Phantasie der Denkthätigkeit zu Hilfe kommen, da »fällt es uns wie Schuppen von den Augen«. Vielfach steigert aber die rege Einbildungskraft in solchem Grade, dafs das Bild der Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Da ist eine Scheibe so grofs wie ein Scheunenthor, und der Strohhut soll an Umfang einem Wagenrad nicht nachstehen. Da brüllt das schreiende Kind wie ein Löwe, und ein Schlafender schnarcht wie ein Bär. Während der eine im eigenen Fette erstickt, hat der andere nichts als Haut und Knochen. Während der eine dümmer ist, als die Polizei erlaubt, hört der andere das Gras wachsen, die Spinnen weben, die Krebse niesen, läfst den Mücken zur Ader und sagt den Flöhen: Helf Gott! wenn sie niesen. Haben wir heute ein Leben wie im Paradies, so möchten wir morgen aus der Haut fahren. Wo die Frau wirtschaftet, wächst der Speck am Balken; die Frau vermag aber auch mehr zum Fenster hinauszulangen, als der Mann zum Scheunenthor hineinführen kann. Eine kluge Frau soll sogar ihren

Mann um den Finger wickeln können. Sehr schlimme Erfahrungen mufs derjenige mit den Frauen gemacht haben, der folgende Redensart schuf: Es giebt nur zwei gute Frauen auf der Welt, die eine ist gestorben, die andere ist nicht zu finden. — Oft ist im Sommer eine Hitze wie in einem Backofen. Fällt endlich ein tüchtiger Regen, so regnet's aber auch gleich wieder, als wenn es mit Mulden oder Kannen gösse. Hier und da sagt man wohl auch, es regnet Bindfaden oder gar Bauernjungen. — Es ist dafür gesorgt, dafs die Bäume nicht in den Himmel wachsen; mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter; im Wein und Bier ertrinken mehr, denn im Wasser; lafs deinen Mund verschlossen sein, sonst schluckst du lauter Fliegen ein. Das sind nur einige wenige Beispiele, die erkennen lassen, wie oft das Volk in Redensarten und Sprichwörtern sich Übertreibungen zu schulden kommen läfst.

Schliefslich würden hierher auch die sonderbaren Drohungen gehören, die man oft im Volke hört und auf die *Herman Schrader* in seinem Buche »Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache« aufmerksam macht. Wer Wein in ein noch nicht völlig geleertes Glas giefst, bekommt Rheumatismus. Wenn du mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf etwas hinweisest, so erstichst du einen Engel. Wenn du das Brot so auf den Tisch legst, dafs die untere Seite nach oben gekehrt ist, oder wenn du Salz verschüttest, so verursachst du Zank im Hause. Das junge Mädchen, das bei Tische singt, kriegt einen Trunkenbold zum Mann. Der junge Mann, der bei Tische pfeift, kriegt eine bucklige Frau. Der oder die Unverheiratete, welche ein frisches Stück Butter anschneidet, mufs noch sieben Jahre bis zur Verheiratung warten. Wenn du dir eine Cigarre an der brennenden Lampe anzündest, kriegst du eine schmutzige Frau. Lege dein Messer bei Tisch nicht so, dafs die Schneide nach oben gerichtet ist, sonst werden die Engel, die unsichtbar durch das Zimmer schweben, sich in die Füfse schneiden. Zu einem Kinde:

Spiele nicht mit dem Feuer (oder: gokle nicht), sonst — (zeigen sich im Bette böse nächtliche Folgen). *Herman Schrader* findet für die Entstehung derartiger Redensarten, deren es eine Menge giebt, folgende Erklärung.

»Die Deutschen sind ein Volk voll blühender Phantasie und Freunde von harmlosem, neckischem Humor. Wie sich das tausendfach in der Sprache des täglichen Lebens offenbart, so auch auf diesem unserem kleinen Gebiete. Der Deutsche hat im Sinn zu sagen: Bei Tisch singen oder pfeifen ist unschicklich. Die Messerschneide nach oben richten, das Brot verkehrt hinlegen, sieht häfslich und unordentlich aus. Die Butter mufs zuerst älteren Leuten dargeboten werden, die sie dann anschneiden mögen; junge Leute dürfen sich nicht vordrängen, sondern sollen älteren den Vorrang lassen u. s. w. Da mag nun der Deutsche bei allen derartigen Unziemlichkeiten nicht immer und ewig trocken sagen: Das schickt sich nicht! Denn das würde von Kindern ja kaum verstanden werden und für Erwachsene wäre es beschämend und beleidigend. Drum greift er in das heitere Gebiet der Phantasie und erfindet irgend eine harmlose, neckische oder auch komisch furchtbare Folge, die aus dem unschicklichen Thun hervorgehen werde. Eine schmutzige oder bucklige Frau kriegen, ist doch schlimm; noch schlimmer ist es, sieben lange Jahre auf einen Bräutigam warten müssen. Das sind doch Drohungen, welche die Warnung kräftig und eindringlich machen. Die wirken besser als das blasse: Das schickt sich nicht; und obendrein erheitern sie, so dafs unter Lachen der Treffende sie sprechen, der Getroffene sie hören kann.«

Aus vorstehendem geht wohl zur Genüge hervor, dafs die Sprache des Volkes reich ist an Beispielen hyperbolischer Ausdrücke. Aber auch in der Sprache der Gebildeten fliefst der Strom der Überschwenglichkeiten übervoll, und hier haben wir es mit einer bei weitem bedenklicheren und verwerflicheren Erscheinung zu thun als beim Volke. Unsere vornehmere Gesellschaft gebärdet

sich in ihrer Umgangssprache bedenklich nervös, vergeht vor Sehnsucht, stirbt vor Langeweile, amüsiert sich rasend, ist wütend, wenn ihr etwas zuwiderläuft, und behauptet zu fliegen, wenn sie eine beschleunigte Gangart annimmt. Man ist ungeheuer vergnügt, riesig aufgelegt und kolossal erfreut. Eine Aussicht, die schön, umfassend, allenfalls gewaltig heifsen könnte, wird als bezaubernd, grofsartig, überwältigend oder in schönerem Deutsch als superb, grandios, fascinierend bezeichnet. In sehr scharfer Weise wird gegen diese Sucht der vornehmen Gesellschaft, an sich ganz unwichtigen Dingen einen Nachdruck zu geben, für welchen Wörter auch im Superlativ nicht zu genügen scheinen, im 7. Jahrgang der von Dr. *Otto Lyon* herausgegebenen Zeitschrift für den deutschen Unterricht vorgegangen. *Franz Kubin* schreibt z. B. a. a. O.: Man wundert sich nicht mehr, dafs jemand eine furchtbare Freude über die Ankunft eines lieben Verwandten empfindet. Heute reden wir von einer furchtbaren Hitze, wenn das Thermometer einige Grade über unser Wohlbefinden hinausgeht. Der junge Studiosus, der allerdings vielleicht sehr durstig sein mag, redet von einem furchtbaren, wenn nicht viel ärgeren Durste, und doch ist der Durst eigentlich nur furchtbar für den Vater, der ihn bezahlen mufs. Der Durst scheint alle Attribute zu vertragen; er ist auch schrecklich, gräfslich, schauderhaft (schauderbar), grimmig, entsetzlich, wahnsinnig.

Gewaltig, grofsartig, denkwürdig, merkwürdig, unvergefslich sind Wörter, die man der gehobenen Stimmung oder rhetorischen Begeisterung gerne verzeiht, die aber in unserer heutigen Umgangssprache oft in einem lächerlichen Widerspruche zu den Lappalien stehen, die man mit ihnen verbindet. Hochgradig, weitgehend, weittragend, schwerwiegend möglichst in allen möglichen Verbindungen sind überall Modewörter geworden. Am häufigsten und anstöfsigsten jedoch ist der Unfug, der mit den Wörtern gottvoll und göttlich getrieben wird; es ist dies mehr als sprachlicher Mifsbrauch. Und doch ist die Bedeutung

auch dieses Wortes jedermann klar. *Adelung* mifsbilligt noch Verbindungen, wie: göttlicher Gedanke, Verstand, göttliche Schönheit als Verirrung witziger Schriftsteller und *Lessing* sagt: ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mifsbrauchen. Heutzutage ist die Diva — man scheut sich, das doch deutsch zu sagen — eine allgemein gebräuchliche Bezeichnung für eine gefeierte Künstlerin. Die Sprache hat also wahrlich mit dem gesellschaftlichen Fortschreiten der Theaterkünstler mehr als gleichen Schritt gehalten. Eine solche Diva hat nach heutigem Sprachgebrauche eine selten schöne Stimme; erhascht sie den richtigen Moment, ihre Stimme hören zu lassen, dann singt sie dafür gottvoll. Aber auch ganz gewöhnliche Dilettanten nehmen es als Ernst, wenn man sie versichert, dafs sie göttlich gesungen, dafs sie göttlich Violine gespielt oder gar göttlich Flöte geblasen haben. Die Darstellung beliebter Schauspieler, der Stil irgend eines modernen Zeitungsnovellisten — hier ist es eine Steigerung des gleichfalls oft mifsbrauchten klassisch — noch viel Geringeres, irgend ein kurioser Einfall eines kleinen verzogenen Lieblings, das alles wird göttlich genannt. Und doch haben wir an Ausdrücken des Lobes wirklich keinen Mangel. »Bei jedem Pfifferling,« sagt *Keller* in seinem Antibarbarus, »wird von den Norddeutschen das Wort gottvoll gebraucht« und auch in Süddeutschland hören wir es leider nur zu häufig in solcher Anwendung.

Zu welchen Geschmacklosigkeiten man sich oft verstieg, geht wohl daraus hervor, dafs man früher in gebildeten Kreisen sagte: Sie singt saumäfsig, als Lob. Von gleicher Geschmacklosigkeit und von bedauerlicher Gleichgiltigkeit gegen unsere schöne deutsche Sprache zeugt wohl auch der Gebrauch von Wörtern wie: monströs, imposant, enorm, epochal, brillant, superb, klassisch, virtuos, total, exorbitant, kolossal, pyramidal, phänomenal u. a. Verstand ist eben stets bei Wenigen nur gewesen.

Interessant ist es auch, die Sprache unserer sog. »höheren Töchter« (ein sehr schönes Wort) zu belauschen. Was findet heute ein Backfisch nicht alles süfs! In den abgeschmacktesten und sinnlosesten Verbindungen wird das Wort gebraucht. Ach, das ist süfs; ich finde ihn riesig oder furchtbar nett; das ist reizend, allerliebst, kostbar, entzückend; es war himmlisch oder auch gräfslich, ja, sogar scheufslich. Die Grade auch der schönsten Eigenschaften können nicht anders als mit »schrecklich« bestimmt werden. Die Leute sind schrecklich gut, schrecklich schön, schrecklich freundlich, andere wieder finden die Leute fürchterlich schön, furchtbar interessant u. s. w. Ist denn unsere Sprache, an der die besten unter den Millionen des deutschen Volkes seit Jahrtausenden gearbeitet haben, wirklich so arm, dafs wir zur Bezeichnung der verschiedenartigsten Gefühle und Empfindungen immer nur einige wenige Wörter haben, die noch dazu nicht selten gegen die Wahrheit in gröbster Weise sündigen? Nein! und abermals nein! Unsere Sprache ist unendlich vielseitig und mannigfaltig, sie hat einen Reichtum, den man unerschöpflich nennen kann. Man beachte insbesondere auch den Bildergehalt unserer Sprache. Es handle sich um Gemütszustände: Da leiht die Musik — die Stimmung, das Wetter — Wärme, Kälte, Wetterwendigkeit, Schwüle, Trockenheit, das Licht — Klarheit, Rosenfarbe, Betrübnis, der Stoff — Festigkeit, Härte, Schwere und ihr Gegenteil, das Kochen, Gären, Aufbrausen u. s. w., der Geschmack — Bitterkeit, Süfse, Herbheit. Wenn *Schopenhauer* einmal sagt, dafs es so wenige Menschen giebt, die sich an Selbstdenken gewöhnen, dafs weitaus die meisten das Vorgedachte nur nachsprechen, so dürfte uns dies und die Abstumpfung des Sprachgefühls in weiten Kreisen unseres Volkes die bedauerliche Erscheinung zum Teil erklären.

»Die Sprache ist ihrem innersten Wesen nach haushältig und zieht, was sie mit geringen Mitteln erreichen kann, jederzeit gröfserem Aufwande vor.« (*Grimm*, Ge-

schichte der deutschen Sprache. 2. Auflage. S. 598.) Dieses Drängen nach Verstärkung des Ausdruckes, wie wir es in unserer nervösen Zeit finden, ist demnach unnatürlich. Gute alte Wörter werden über Bord geworfen, weil sie einem Phrasenhelden nicht mehr genügen, und an ihre Stelle treten Ausdrücke, die weder die schöne Einfachheit noch die sinnliche Vollkraft der früheren aufweisen. Dafs sie trotzdem sehr bald bei der grofsen Menge Anklang finden, ist eben ein Zeichen unserer Zeit. Aufserdem vollzieht sich mit vielen dieser Wörter derselbe Vorgang, der das Wort »sehr«, das anfänglich den Sinn von schmerzlich, schmerzvoll hatte, zu einer inhaltslosen Steigerungspartikel gemacht hat. Und auch hier, gerade hier kann an das *Fichte*sche Wort erinnert werden, dafs die Sprache den Menschen mehr bildet als der Mensch die Sprache. Wer erst überall in Wort und Schrift solche Überschwenglichkeiten hört und liest (es sei z. B. auch an verhimmelnde Besprechungen in Tageszeitschriftrn, an Romane u. dgl. m. erinnert), der wird gar bald auch von dieser Sucht ergriffen werden. Dann gleichen die Wörter abgegriffenen Münzen, deren Gepräge unkenntlich geworden ist.

Aus dem Innern der Sache und der eigenen Überzeugung sprechen ist ja auch für viele in vielen Fällen schwer, aber der weltförmigen Bildung ist es ja auch nicht um die Sache zu thun, sondern nur um geschickte Benutzung des Zeichens der Sache, des Wortes. In einer Schrift von *Tholuck* kommt die Äufserung vor: »Es hat sich mir nie so aufgedrängt, in welch aufserordentlichem Mafs die Lüge unter den Menschen waltet, als wenn ich mir den Schreck vorstelle, den eine Gesellschaft empfinden möchte, wenn auf einmal die Brust durchsichtig würde und jeder im Herzen des andern lesen könnte.« »Was soll die Sprache nicht alles ersetzen und ergänzen! wo Begriffe fehlen, wo der Wille und die Kraft der Liebe fehlt, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; es ist so leicht, das Gute zu loben, ohne es zu lieben und zu thun. So wird die Sprache innerlich leer und eitel, und

wie natürliche Schönheit oft durch überladenen Putz entstellt wird, so sollen sich einfache Wahrheiten durch Redeprunk empfehlen; man traut der Einfachheit und Kürze der Rede keine Wirkung zu, Ausdrücke edlen Ursprungs und tiefer Empfindung werden bei gleichgiltigen Dingen verbraucht; wo seinem Begriffe nach Ein Wort genügen würde, häuft man es drei- und vierfach, und im Loben glaubt man zu sparsam zu sein und keinen Glauben zu finden oder keinen Eindruck zu machen, wenn man nicht überschwenglich ist, sich nicht der Superlative bedient, und ebenso, wenn man Freude und Betrübnis nicht in hyperbolischen Ausdrücken kund giebt. — Hier blicken wir auf ein endloses Gebiet des Mifsbrauchs der Sprache, von der durch Höflichkeits- und andere Rücksichten erzeugten scheinbar unschuldigen konventionellen Unwahrheit bis zur völligen Hingebung an den Dienst des Scheins und der habituellen Lüge. Über den Wert, oder vielmehr über die Wertlosigkeit vieler gesellschaftlicher Formen ist man vollkommen einverstanden; man braucht sie dennoch wie zu einem unvermeidlichen Versteckspiel, nicht bedenkend, dafs oft schon das Gesicht etwas anderes zu lesen giebt, als was der Mund sagt.«

Ludwig Wiese, dessen Büchlein »Über den Mifsbrauch der Sprache« die eben angeführten Zeilen entnommen sind, erzählt von einem süddeutschen Lande, dafs dort die offiziellen Zensurprädikate der Schulen allmählich so in die Höhe geschraubt worden sind, dafs gut schlecht bedeutet und nur noch vorzüglich und ausgezeichnet als Anerkennung gilt. Als daher vor einiger Zeit ein Schüler sein Abgangszeugnis zur Inskription auf der Universität vorlegte, worin kein Tadel enthalten und auch das Betragen lobenswert genannt war, hatte der registrierende Beamte zu seinem Kollegen gesagt: »Das scheint ein schlimmes Subjekt zu sein, den mufs man scharf im Auge behalten.«

Wenden wir uns jetzt wieder der Sprache des Volkes zu, sie ist, wie wir sahen, auch reich an Übertreibungen.

Insbesondere sind es die bildlichen Ausdrücke und Redensarten, die mehr oder weniger eine Steigerung des Thatsächlichen enthalten. Wie das kommt, ist zum Teil schon im Anfange der Arbeit erklärt worden. Vor allem sei nochmals auf den Humor verwiesen, der in der Sprache des Volkes eine gar wichtige Rolle spielt und dem eine grofse Zahl von Hyperbeln ihre Entstehung verdanken. Jedenfalls liegt dem Streben des Volkes nach Verstärkung des Ausdruckes ein recht gesundes Gefühl zu Grunde, während wir dies bei den Gebildeten vermissen. Während man an den Gebilden der Volkssprache seine helle Freude haben kann, weifs man, wenn man die Sprache der vornehmeren Gesellschaft beobachtet, in der That nicht, wen man mehr tadeln soll, »jene eingebildeten Gröfsen, die in ihrem geist- und gemütlosen, blasierten *nil admirari* keinerlei Ausdruck für das Grofse, Erhabene, wahrhaft Schöne finden, oder jene Pygmäen, welche alles, was nur ein wenig über ihren Horizont hinausragt, sofort als gewaltig, grofsartig, kolossal bezeichnen.«

Es ist im vorstehenden schon hin und wieder auf die bedenklichen Folgen der Übertreibung im sprachlichen Ausdruck hingewiesen worden. *Ludwig Wiese* sagt bezüglich dieses Punktes: »Die schädliche Rückwirkung des achtlosen Sprechens auf den inneren Sinn wird in vielen Familien ganz übersehen. Man denkt nicht daran, dafs z. B. die Gewöhnung an die häfsliche Übertreibung, welche für Wohlgefallen oder das Gegenteil immer sofort zu superlativischen Bezeichnungen greift, und alles gleich prachtvoll, reizend, wunderschön, himmlisch oder schrecklich, gräfslich, furchtbar, ungeheuer, riesig, kolossal findet, sich unendlich freut u. dgl. m., allmählich das Wahrheitsgefühl und den Sinn für keusche Einfachheit der Rede abstumpfen mufs. Zugleich kann solche Mafslosigkeit und Verschwendung grofser Worte unvermerkt zu der Armut führen, welche, mit oberflächlicher Betrachtung zufrieden, von den reichen Mitteln der Sprache zu feinerer Bezeichnung charakteristischer Unterschiede keinen Gebrauch zu

machen weifs.« Die Sprache ist ihrer Idee nach der treue Ausdruck des Denkens und Empfindens. Hebt der Mifsbrauch der Sprache dies Entsprechen auf, so kann es schliefslich so weit kommen, dafs der allein richtige Mafsstab verrückt wird, nach welchem das Gute nicht allein gut, sondern auch die Regel, das einzig Richtige und Pflichtgemäfse, das Schlimme aber nur vom Übel ist und eigentlich gar nicht sein sollte. Dafs es vielfach schon so weit gekommen ist, lehrt uns ein Blick auf das weite Gebiet der durch Höflichkeits- und andere Rücksichten erzeugten scheinbar unschuldigen konventionellen Unwahrheit. »Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist,« sagt *Goethe*. Im Französischen ist ja der Gebrauch hyperbolischer Ausdrücke ein sehr häufiger, sie entsprechen eben dem lebhaften Temperamente der Romanen, unser Volk sollte sich aber hüten, unsere schöne deutsche Muttersprache durch solche Gallicismen zu schänden. Es sollte das Wort *Wielands* beherzigen, der da sagt: »Das überlegte und ehrliche ‚Gut‘ eines deutschen Biedermannes sagt oft mehr als das ‚Göttlich‘ eines brausenden Französchens.« Es sind stets traurige Zeiten gewesen, in denen die Phrase geherrscht hat, in denen eine schimmernde Phrase mehr vermochte, als zehn aus der Sache genommene Gründe. Schon *Pestalozzi* klagt in »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt«: »Das Sprachverderben unsers Zeitalters und unser einseitiges Maulbrauchen mufs erst zu Tode gebracht und ins Grab gelegt werden, ehe es möglich sein wird, durch Unterricht und Sprache wieder Wahrheit und Leben in unserem Geschlecht hervorzubringen. Wo die Grundkräfte des Menschen schlafend gelassen und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, da bildet man Träumer, die um so unnatürlicher und flatterhafter träumen, als die Worte grofs und anspruchsvoll waren, die auf ihr elendes, gähnendes Wesen aufgepfropft worden sind.«

Beim Volke haben wir es besonders dann mit einem bedenklichen Mifsbrauch der Sprache zu thun, wenn die

Verstärkung des adjektivischen Inhalts durch Wörter bewirkt wird wie heillos, gottlos, höllisch, verdammt, verflucht u. s. w. Es hat eine erstaunliche Gleichgiltigkeit gegen die Entwertung solcher Wörter Platz gegriffen und nicht eindringlich genug kann auch in dieser Beziehung den Kindern das Gebot zu Gemüte geführt werden: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen! Gegen den Gebrauch von hyperbolischen Redensarten wird man in den meisten Fällen nichts sagen können. Welche wohlthuende Befreiung des Gemüts von dem auf ihm lastenden Drucke leistet oft eine zwischen Weinen und Lachen hervorgestofsene Redensart. »Man könnte gleich aus der Haut fahren.« Das kann im gröfsten Ärger gesagt werden, und es mag dem Sprecher dabei nicht wie Lachen gewesen sein, aber durch diese Hyperbel hat er seinem Ärger »Luft gemacht«, und gar bald wird eine Besänftigung eintreten. Eine geradezu köstliche Frische und ansteckende Heiterkeit weht uns aus der Volkssprache entgegen, wenn in den Redensarten der gesunde Volkshumor zum Ausdrucke kommt. Es seien nur einige derselben angeführt. Wo's Brauch ist, legt man die Kuh ins Bett und die Leute in den Stall. Das wollen wir wohl kriegen, sagte der Advokat zum Bauer, da meinte er aber das Geld und nicht das Recht. Mein Junge mufs Advokat werden, sagte der Bauer, seitdem er in der Schule sitzt, hat er noch kein wahres Wort gesprochen. Aller Anfang ist schwer, sagte jener Dieb, als er einen Ambofs stahl. Aller Anfang ist leicht, sagte jener Bettler, als er anfing zu betteln und sein Sack noch leer war. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, sagte der Bauer, als ihn der Richter wegen Schimpferei ins Loch stecken liefs. Man mufs für den Fortschritt sein, sagte der Bauer, als er auf den Hintern fiel. Das beste ist in der Mitte, sagte der Teufel, da ging er zwischen zwei Pfaffen. Das sammelt sich, sagte der Bube, kriegte auf der Hausflur ein paar Ohrfeigen und vor der Thür eine Tracht Schläge. Man mufs alles essen lernen, sagte

der Bube, da schmierte er sich Butter auf Pfannenkuchen. Dafs doch alle Tage etwas Neues aufkommen mufs, sagte der Bube, als er beten lernen sollte. Der Eine melkt den Bock, und der Andere hält das Sieb unter. Nichts für ungut, sagte der Fuchs, als er einer Gans den Kopf abbifs. Er hat's in Worten, wie's Eichhörnchen im Schwanze (nämlich die Stärke, Maulheld). Vom Himmel hoch, da komm ich her, hat Lotzen Zimmermann gesungen, als er vom Dache fiel.

Solche und ähnliche hyperbolische Redensarten, deren es übrigens eine Unmenge giebt, man vergleiche nur einmal die einschlägige Litteratur, werden fast nur im Scherz gebraucht, und da wirken die Übertreibungen nur erheiternd. Leider kommt es aber auch sehr häufig vor, dafs das Volk sich im Streite Übertreibungen zu schulden kommen läfst, und da können sich recht schlimme Folgen zeigen. Wo aus dem Scherz Ernst, bittrer Ernst wird, da sollte man es mit der Wahrheit sehr genau nehmen. Aber nur zu oft und zu gern greift die erregte Leidenschaft zu der Waffe, die sich so leicht handhabt und die so tiefe Wunden schlägt.

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint! —
Der andre aber geht und klagt.

Wie schnell ist im Zorn dem Gegner eine Anschuldigung ins Gesicht geschleudert, für deren Wahrheit man nicht einstehen kann, wie schnell ist eine Erwiderung gefunden, die in der Erregung weit über das Mafs des Thatsächlichen hinausgeht. Der Gegner hört natürlich an dem Gesagten nur das heraus, was zu viel ist, »und so spitzt sich der Streit zu, dafs Gift und Galle in den Gemütern aufgeregt werden und zu allem Bösen führen können, während ein rechtes Wort, welches das rechte Mafs traf, den Streit zu gutem Ende führen konnte.«

Auf jeden Fall hat der Lehrer die Pflicht, in der Schule die Übertreibung, wie wir sie in der Sprache des

Volkes finden, einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Er hat auf jene Gebilde, in denen oft gröfster Ernst und gröfster Scherz so wunderbar gemischt ist, aufmerksam zu machen. Im grofsen und ganzen sind sie ja harmloser Natur und dafs sie nicht zu einem Feuer werden, »das einen Wald entzündet«, dafür sorge der Lehrer beizeiten. Es kann viel Unheil vermieden werden, wenn der Schüler in das rechte Verständnis solcher hyperbolischer Ausdrücke eingeführt wird und in eindringlichster Weise zur Selbstzucht, zur Selbstbeherrschung auch in der Leidenschaft ermahnt wird. Der Übertreibung kann dabei immer ihr Recht und ihr Wert bleiben im Bereich des Humors, da, wo sie das Leben fördert, nicht schädigt.

Auch die Sprache der Gebildeten wird die Hyperbel, die der Ausdruck besonders lebhafter Empfindung oder leidenschaftlicher Erregtheit aus freudigem oder schmerzlichem Anlasse ist, nicht ganz entbehren können. Namentlich wird sie in lebhafter Schilderung oft und auch ohne Anstofs gebraucht werden können. Sie hier zu bekämpfen, wäre durchaus nicht am Platze, aber in den Fällen, in denen ihre Anwendung offenbar nur der Unwissenheit, der Gedankenlosigkeit oder Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen zuzuschreiben ist, in diesen Fällen mufs vor allem auch die Schule energisch gegen sie zu Felde ziehen. Wir sind weit davon entfernt, zu fordern, dafs man ängstlich jedes Wort wäge nnd nach allen Seiten hin seine Tragweite ermesse, ehe man es ausspricht. Dies könnte schliefslich in seinen äufsersten Konsequenzen nach *La Trappe* führen, aber jenes geist- und sinnlose Phrasentum, jene Modethorheiten, die sich in der Sucht nach Verstärkung des Ausdruckes bemerkbar machen, müssen bekämpft werden. Zunächst mufs in schärfster Weise die Hohlheit, der Widersinn und die Lächerlichkeit solcher Wörter und ihrer Verbindungen gegeifselt werden. Man sollte meinen, wenn dies in der rechten Weise geschieht, müfsten sich die, die sich zu

den Gebildeten rechnen, sich vor sich selber und vor anderen schämen, fernerhin in dieser nichtssagenden Weise ihren Gefühlen und Empfindungen Ausdruck zu geben. Dann aber mufs der gesamte Unterricht bestrebt sein, dem Schüler zu vollständiger Beherrschung seiner Muttersprache zu verhelfen, ihm das Auge zu öffnen für den Reichtum und die Pracht, deren unsere edle Sprache sich rühmen kann. Er mufs erkennen, dafs unsere Sprache von einer wundervollen Grofsartigkeit und Vielseitigkeit ist. »Sie hebt mit Leichtigkeit zentnerschwere Gedanken und läfst leichtbeschwingte Libellen durch Frühlingssonnenschein flattern. Sie hat Würde und Anmut, hat Glanz und Innigkeit. Für den gröfsten geistigen Reichtum hat sie ein Kleid, für die tiefsten Schätze der Weisheit ein Gewand. Und da unser Volk so poesiebegnadet ist, so schmückt es diese Kleider mit tausend bunten Farben und ziert die Gewänder mit Gold, Edelsteinen und Diamanten, d. h. es schmückt die Rede immerwährend mit Bildern und Gleichnissen.« (*H. Schrader,* Der Bilderschmuck der deutschen Sprache.)

Mehr als bisher mufs der Inhalt neben der Form im Sprachunterricht berücksichtigt werden. Man erschliefse den Kindern, soweit es ihrer geistigen Fassungskraft entspricht, den tiefen Sinn der Wörter, der bildlichen Ausdrücke und Redensarten. Insbesondere dürfte auch der Übertreibung im sprachlichen Ausdruck wirksam entgegengearbeitet werden, wenn man mehr als bisher der Synonymik im Sprachunterrichte Aufmerksamkeit schenkte. Die Kinder müssen zum richtigen lexikalischen Gebrauch der Wörter angeleitet, es müssen ihnen die feineren Unterschiede bedeutungsverwandter Wörter völlig klar gemacht werden. Die meisten reden heutzutage aus dem Gefühl oder aus dem Gedächtnis, oder aus beiden vereint, konventionell, ohne ein Verständnis der eigentümlichen Bedeutung zu suchen und zu finden. Mit der Bildung verliert sich die Gefühlssprache des Konversationstones und wächst die Neigung, die Worte nur mit vollem

Verständnis zu gebrauchen. Zu den wirksamsten Mitteln, sich vor Übertreibungen zu hüten, dürfte auch der Hinblick auf Vorbilder gehören, die natürliche Einfachheit mit sprachlicher Richtigkeit verbinden.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes ist es selbstverständlich unmöglich, die Frage erschöpfend zu behandeln. Das war auch nicht beabsichtigt, es sollte nur aufmerksam gemacht werden auf diese nicht unbedenkliche Seite des sprachlichen Lebens. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, dafs unsere schöne Sprache bleibt, was sie ist, eins der edelsten Güter unseres deutschen Volkes.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Heft

142. Linde, F., Die Onomatik, ein notwendiger Zweig des deutschen Sprachunterrichts. (Unter der Presse.)
143. Lehmann, O., Verlassene Wohnstätten. 40 Pf.
144. Winzer H., Die Bedeutung der Heimat. 20 Pf.
145. Bliedner, Dr. A., Das Jus und die Schule. 30 Pf.
146. Kirst, A., Rückerts nationale nnd pädagogische Bedeutung. 50 Pf.
147. Sallwürk, Dr. E. von, Interesse nnd Handeln bei Herbart. 20 Pf.
148. Honke, J., Über die Pflege monarchischer Gesinnung im Unterricht. 40 Pf.
149. Groth, H. H., Deutungen naturwissenschaftlicher Reformbestrebungen. 40 Pf.
150. Rude, A., Der Hypnotismus und seine Bedeutung, namentlich die pädagogische. 80 Pf.
151. Sallwürk, Dr. E. von, Divinität und Moralität in der Erziehung. 50 Pf.
152. Staude, P., Über die praktische Bedeutung der alttestamentlichen Quellenschriften. 30 Pf.
153. Berndt, Joh., Zur Reform des evangelischen Religionsunterrichts vom Standpunkte der neueren Theologie. 40 Pf.
154. Kirst, A., Die Gewinnung des Kupfers und Silbers im Mansfeldschen. 60 Pf.
155. Sachse, K., Einfluſs des Gedankenkreises auf den Charakter. 45 Pf.

Heft

156. Stahl, Verteilung des mathematisch-geogr. Stoffes auf eine achtklassige Schule. 25 Pf.
157. Thieme, P., Kulturdenkmäler in der Muttersprache für den Unterricht in den mittleren Schuljahren. 1 M 20 Pf.
158. Böringer, Friedr., Frage und Antwort. Eine psychologische Betrachtung. 40 Pf.
159. Okanowitsch, Dr. Steph. M., Interesse nnd Selbstthätigkeit. 30 Pf.
160. Mann, Dr. Albert, Staat und Bildungswesen in ihrem Verhältnis zu einander im Lichte der Staatswissenschaft seit Wilhelm v. Humboldt. 1 M.
161. Regener, Fr., Aristoteles als Psychologe. 80 Pf.
162. Göring. Hugo, Kuno Fischer als Litterarhistoriker. I. 45 Pf.
163. Foltz, O., Über den Wert des Schönen. 25 Pf.
164. Sallwürk, Dr. E. von, Helene Keller. 20 Pf.
165. Schöne, Dr., Der Stundenplan und seine Bedeutung für Schule nnd Haus. 50 Pf.
166. Zeissig, E., Der Dreibund von Formenkunde, Zeichnen und Handfertigkeitsunterricht in der Volksschule. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. O. Willmann-Prag. 65 Pf.
167. Flügel, O., Über das Absolute in den ästhetischen Urteilen. 40 Pf.
168. Grosskopf, Alfred, Der letzte Sturm nnd Drang der deutschen Litteratur, insbesondere die moderne Lyrik. 40 Pf.